

ERIK v. GRAWERT-MAY

DIE HI-SOCIETY

EINE ANDEUTUNG



ERIK V. GRAWERT-MAY

DIE HI-SOCIETY

EINE ANDEUTUNG

WARUM, WENN WIR UNS MIT HI* BEGRÜSSEN, EINE
GANZE WELT VERLORENGEHT UND SICH EINE NEUE
AUFTUT

*

GESPROCHEN: HAI

Books on Demand

Zur Person:

Erik v. Grawert-May, Professor (em.) für Unternehmensethik u. -kultur an der Hochschule Lausitz (FH), lebt als Unternehmer in Berlin.

www.grawert-may.de

Inhalt

1. Hi

2. Globish, Globalesisch

Liebedienerei und Imponiergehabe
Vergessen und Aufatmen
Ort-, Zeit- und Namenlosigkeit

3. Seltsame Souveräne

Diktatorische Anwandlungen
Psychotisierende Normopathen
Fishing for Complaints

4. Abnorme Arbeitnehmer

Don't kill Cassandra!
Untypische Türöffner
Vertrauen vs. Paranoia?

5. Toyota-Jutsu

Autonomie auf Japanisch
Ninja-Comics
Hai, hai

6. Schmidts Ethica politica

Entlastung Gottes
Verwickelte Würde
Institutionelle Phantasie

7. Unverdaute Diktaturen

Kraftlose Europäer
Gefährdete Deutsche
Sprießendes Grün

8. Täuschendes Tabu

Unschuld vom Lande
Verworfenen Wahrheit
Gnade dem Grafen!

9. Neoklassische Heroismen

Noblesse oblige

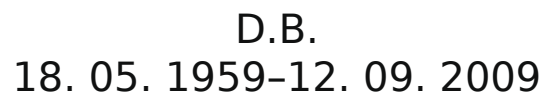
Peter „van“ Sloterdijk

Deklassierte Dandies

10. Den Helden *spielen*

Anmerkungen

Literatur



18. 05. 1959–12. 09. 2009

1. Hi

Nichts ahnend trat ich eines Morgens ins Büro einer mir gewogenen Mitarbeiterin. Ehe ich sie noch selbst begrüßen konnte, scholl mir ein „Hi“ entgegen. Ich war schockiert. Für einen Moment blieb mir der Atem weg, und ich vergaß den Gegengruß – ein Unding, wenn man bedenkt, dass uns ein ausbleibendes „Guten Morgen“ den ganzen Tag vergraulen kann. Bleibt es *nicht* aus, kann es ihn vergolden.

Als ich mich von dem Schock erholt hatte, beschloss ich, meine Mitarbeiterinnen dazu zu befragen. Daraus ist die Idee zu diesem kurzen Text entstanden. Die Umfrage war viel zu klein, um auch nur annähernd statistische Wahrscheinlichkeit beanspruchen zu können.² Trotzdem tue ich so, als dürfte ich verallgemeinernde Behauptungen aufstellen, die statistisch fundiert sind. Wo mir hingegen die Erfahrung fehlt, füllt eine Vision die Lücke aus. Ein Wunschgebilde. Der Untertitel „Eine Andeutung“ soll den Skizzen-Charakter hervorheben. Er legt den essayistischen Ansatz nahe, nicht die empirisch gehaltvolle Systematik.

Die Vision: Das „Hi“ löst *nicht* den Schock aus, der einem in die Glieder fährt, wenn man plötzlich einer neuen Sorte Menschen gegenübersteht – jener gedächtnislosen Spezies, die eine Gesellschaft ohne Vergangenheit bevölkert. Vielmehr ist es der für den zusammengedrückten Globus passende Gruß – überall empfänglich, überall verständlich, überall die Unternehmungslust beflügelnd. Und frei von schmerzlichen Defiziten, die ihm gerade hierzulande anhaften (2). Wer „Hi“ sagt, hat die alte Welt mit ihrer nationalen Befangenheit verlassen. Er öffnet sich einer neuen, in der er als Weltbürger agiert – ein Zustand, aufs

Innigste zu wünschen, wäre da nicht die Welt, aus der wir grade kommen, eine Welt, in der wir uns eben noch ganz heimisch fühlten. Sie gilt ab jetzt als etwas fast Verwünschtes und bleibt doch nach wie vor das verwunschene Eiland, auf das wir uns im Zweifelsfall zurückziehen. Nur für wie lange?

Die gängigen Vergleiche mit dem World Wide Web helfen auch hier weiter. Wer „Hi“ sagt, ist online, ist global vernetzt. Wer es nicht tut, der fällt aus der Zeit und bezahlt es mit einer Isolierung sondergleichen. Er fällt aus der Welt von heute, als wäre er einer von gestern verhaftet, in die kein Weg zurückführt. Um nicht zu verelenden, gibt er wenige Wochen später auf.³ Die Erde hat ihn wieder!

Die Hi-Society ist eine Global Society, so wieder die Vision. Es werden einige typische Szenarien dargestellt, die den globalen Status des ins „Hi“ verliebten neuen Erdenbürgers untermauern sollen. Da treten weltläufige und doch zugleich unmögliche Gestalten auf, deren Aktionsradius längst den engen nationalen Rahmen überschritten hat. Kennzeichnend für sie: ein seltsamer Hang zur Hysterie, so als leiste das „Hi“ diesem Hang einen gewissen Vorschub. Selbst zur Paranoia neigen sie. Dabei handelt es sich um ganz normale Leute. Nur, wenn sie in die Rolle des Kunden schlüpfen, scheinen sie die Lizenz zu pathischer Outriertheit zu besitzen (3).

Ein neuer Angestellten-Typ betritt danach die Szene. Er hat die Begrenztheit des lokalen Handelns längst erkannt und verhält sich unternehmerisch – wie ein „entrepreneur global“ im Kleinen. Um die outrierte Kundschaft, für die er arbeitet, zufriedenzustellen, so wie es sich im „Kundenorientierten Kapitalismus“ ziemt⁴, muss er deren paranoide Psyche nicht nur kennenlernen, er muss sich ihr behutsam anempfehlen, um ihr „hi potential“⁵ auszuschöpfen. Die Mitarbeiter der High-Tech-Firma Intel

leisten Erstaunliches darin. Die von Xerox folgen ihnen auf dem Fuße (4).

Intel und Xerox tritt das ebenso weltweit operierende Unternehmen Toyota an die Seite (5). Der japanische Koloss lehrt jenseits der Schlagzeilen, in die er geraten ist, seine gleichfalls global agierenden Konkurrenten die Demut. Und zwar durch eine konfuzianisch geprägte Ethik, die das westlich orientierte Erfolgsprinzip in gerissener Weise übertrumpft. Nur zum „Hi“ will dieses japanische Szenario nicht passen. Zwar hört man es hin und wieder auch Japaner sagen. Wie viele es inzwischen sind, ist jedoch unklar. Typischer für sie ist etwas anderes: das ähnlich, wenn nicht identisch auszusprechende „Hai“: kein Gruß, sondern ein bekräftigendes „Ja“ – ein kryptokonfuzianisches Codewort, das, in Maßen, auch der Hi-Society gut anstünde. „Hi“ und „Hai“ verbänden sich harmonisch zu einem interkulturell verständlichen Willkommensgruß, die amerikanische Offenheit würde mit einer Note östlicher Ethik versehen – vielleicht zu schwer, um mehr zu sein als der Traum eines Psychologen.⁶

Der ethische Optativ erlaubt einen fliegenden Wechsel von den ökonomischeren zu den politischeren Szenarien. Beide ergänzen sich in der Global Society. Ab dem 6. Kapitel geht der Essay deshalb dazu über, normative Aspekte aus einem Buch zu reflektieren, das als Bestseller seit längerem in aller Munde ist: Helmut Schmidts außer Dienst gezogene „Bilanz“. Sein altrömischer Anspruch, in erster Linie dem öffentlichen Wohl zu dienen („*Salus publica suprema lex*“), wird wörtlich genommen und kehrt sich zum Teil gegen ihn. Leser, die dem Altkanzler ergeben sind, dürften sich den daraus abgeleiteten Folgerungen wohl verweigern. Mir scheint indes, dass Schmidts politischer Ethik der letzte Schliff in weltbürgerlicher Absicht fehlt – kühne, allzu kühne Kritik an einem Mann, der nicht nur für Deutsche der Inbegriff eines Politikers von Welt ist?

Allerdings kommen auch die Kapitel 7 und 8 von Schmidt nicht los, weil er, zuletzt im Gespräch mit dem Historiker Fritz Stern, in souveräner Manier die Summe seines Lebens zieht. Und weil er einen sechsten Sinn für kommende politische Gefahren hat. Vielleicht verschanze ich mich hinter ihm, dem Warner vor künftigen Gefährdungen der Deutschen (7) und benutze ihn voreilig zur Illustration von politischen Fehlentwicklungen, die sich in so unterschiedlichen Figuren wie Eva Herman und Graf Stauffenberg kristallisieren (8). Noch in 6 versuche ich, eine Brücke von Schmidts leicht defizitärer Ethik zu Denkströmungen innerhalb der Politik der Vereinigten Staaten zu schlagen. Dies auch, um zum Ursprung des „Hi“ zurückzukehren, dorthin, wo es anders gesprochen und verstanden wird als hier. Neben der schon genannten größeren Offenheit atmet es Freiheit⁷, Geräumigkeit, Generosität, kurz alles, worauf das „Hi“ fixiert sein sollte. Der nahezu selbstverständliche Weltbezug, der damit verbunden ist, schlägt oder schlug sich fast ebenso selbstverständlich in den global betriebenen demokratischen Missionen der Amerikaner nieder – für Europäer viel zu missionarisch, um nicht generell als Stein des Anstoßes empfunden zu werden. Dabei wäre es ein Test auf die Standfestigkeit der Demokratien des alten Kontinents, wenn sie im Export ihrer politischen Verfassung mit dem des neuen konkurrieren wollten.

Wenn der geneigte Leser das 8. Kapitel ohne Schaden überstanden hat, könnte ihm spätestens nach dem 9. die Lust an der Lektüre vergangen sein. Nicht nur wegen des absolut unzeitgemäßen Loblieds auf den Adel und seine historische Bedeutung, sondern auch, weil dem Beifall für die demokratische Mission aus den Kapiteln 6 und 7 nun zwar keine Warnung vor dem Missionsgedanken, wohl aber eine Mahnung zu äußerster Behutsamkeit folgt. Beides passt nur dann zusammen, wenn man sich den ambivalenten

Charakter der Demokratie vor Augen hält: Es ist die beste und zugleich gefährlichste Staatsform, die wir kennen. Ich borge einen Teil dieser Ansicht von Tocqueville, jenem französischen Adligen, dessen Werk von beiden, von Stern und Schmidt, geschätzt wird – von ersterem wegen seiner einfühlsamen Beschreibung historischer Prozesse, von letzterem wegen seiner prophetischen Weitsicht.⁸ Er hat ein ganzes Jahrhundert vorausgesehen: die kontinentale Auseinandersetzung zwischen Russland und Amerika. Einen solchen Denker lässt man nicht beiseite. Zumal er einen Kernbegriff geprägt hat, der ihn wiederum als Kenner des Künftigen ausweist, ein Begriff, mit dem sich jeder demokratische Bürger vertraut machen sollte: „despotisme refoulé“. Der Despotismus ist ihm zufolge nur „verdrängt“, er kann jederzeit von neuem ausbrechen. Gerade in einer Demokratie.⁹ Jede in ihrem Namen ausgeübte Mission muss also mit größter Vorsicht zu Werke gehen.

Tocqueville scheint überdies mit seinem langfristig angelegten geschichtlichen Konzept der „Nivellierung“ den leitenden Gedanken gefunden zu haben, der es erlaubt, Unterschiede zwischen der Hi- und der geläufigeren High-Society herauszuarbeiten. In dieser leben bekanntlich die oberen Zehntausend – begnadete Friseure und Couturiers, ruhmreiche Mimen und Medienstars, Neureiche und Prominente jeglicher Couleur. Aber sie mutieren gleichsam zu einem der Milieus der Hi-Society, für die der demokratisch nivellierte, Hi-sagende Zeitgenosse typisch ist. Sein Gruß gilt nicht nur Tausenden oder Zehntausenden, er gilt Millionen, ja Milliarden Menschen auf dem ganzen Globus. Unter ihnen wird der Adel nötiger denn je – als Adel der Gesinnung.

Der Gegenwartsphilosoph P. Sloterdijk fungiert in diesem Kontext, trotz all seiner Bravour, als eher abschreckendes Beispiel. Um seinen Auftritt glänzender zu machen, verwandle ich ihn kurzerhand in einen noblen Dandy, von

dem er sich den einen oder anderen Zug absehen sollte. Zumindest im Wunschobjekt der hier vorgestellten Gesellschaft spielen Dandies hervorragende Rollen. Sie impfen uns, die wir zu scheu geworden sind, um echte Heldentaten zu bejahen, mit nur scheinbar veralteten heroischen Gefühlen. Wir sollten unsere Haltung dazu ändern.

Der Essay endet mit einem Hoch auf die Zivilcourage, ja, er läuft, da er einem ums Leben gekommenen Helden unserer Tage gewidmet ist, von Anfang an auf Umwegen darauf hinaus (10). Der Alltag umfängt unser Verhalten, ganz gleich wo wir tätig sind. Wir entrinnen ihm nicht. Eine gefährliche Situation, die zur Ausweglosigkeit führt, kann jederzeit von neuem entstehen. Daher sind Vorbilder nötig, die uns Mut machen und uns helfen, das Ausmaß täglich wiederkehrender Angst psychisch zu verkraften. „Hi“ zu sagen, hieße dann: Ich bin weltoffen genug, um meinem wo auch immer in Bedrängnis geratenen Nächsten zur Seite zu stehen – möglichst postwendend und nicht allein mit Worten.

2. Globish, Globalesisch

Das „Guten Morgen“ war einmal. Inzwischen ist es flächendeckend durch das amerikanisch klingende Kürzel ersetzt worden. Im Osten wie im Westen Deutschlands.¹⁰ Zwar hört es sich ähnlich an, doch die Unterschiede in der Mentalität der Grüßenden dürften beträchtlich sein. Alles andere wäre erstaunlich. Schon die zeitliche Verzögerung, mit der sich das „Hi“ in den neuen Bundesländern durchsetzte, wäre Grund genug, den verschiedenen Nuancen im Gebrauch des Grußes nachzugehen. Beginnen wir bei den Vorreitern im Westen.

Liebedienerei und Imponiergehabe

Will man die immense Verbreitung der Anglizismen unter den Bundesbürgern verstehen, kommt man kaum an Wolf Schneiders einschlägiger Abhandlung „Speak German! Warum Deutsch manchmal besser ist“ vorbei.¹¹ Der hochsensibel auf Verformungen des Deutschen reagierende Lehrer von Journalisten führt die Verweigerung der Muttersprache seitens seiner Landsleute gleich auf eine ganze Reihe psychischer Zustände zurück – einer schlimmer als der andere. Schneider spricht von Verzagtheit und Verklemmung, von Anbiederung und Selbstverleugnung als den „Markenzeichen“ derjenigen, die mit dem einschüchternden „Denglisch“ gern ihre Weltläufigkeit unter Beweis stellen wollen, dabei aber nicht selten eine lächerliche Figur machen.¹² Bei seiner Frage nach der Herkunft dieses Verhaltens rangiert die Weltläufigkeit allerdings erst an dritter Stelle. Sie will auch nicht so recht zu den von ihm genannten Markenzeichen passen. Die

werden eher verständlich, wenn er das Desaster der zwölf Jahre Nationalsozialismus einbezieht, deren Nachwirkung am ehesten erklären könnte, weshalb Deutsche anders als Franzosen, Spanier und Italiener kein Liebesverhältnis zu ihrer Sprache entwickeln können.

Schneider führt einen weiteren, mehr ästhetischen Grund für das Missverhältnis an. Es sei noch nie deutscher Stil gewesen, auf die eigene Sprache stolz zu sein – in Frankreich eine Selbstverständlichkeit.¹³ Komisch, dass im Land der Dichter und Denker so etwas der Fall ist. Vielleicht war ein Mann wie Goethe deshalb auf die Deutschen nicht besonders gut zu sprechen, obwohl er angesichts der vielen Institute, die heute seinen Namen in die Welt tragen, gewiss geschmeichelt gewesen wäre, selbst wenn dort die Vermittlung von deutscher Sprache und Kultur stets mit schlechtem Gewissen betrieben wird.¹⁴ Das hängt wiederum mit den zwölf desaströsen Jahren zusammen. Sie lassen den verantwortlichen Kulturträgern offenbar keine andere Wahl als sich für die Vergangenheit zu schämen und voller Zerknirschung die eigene Sprache für die Weltsprache des Englischen aufzugeben, ob in Brüssel bei der Europäischen Union¹⁵, oder anderswo.¹⁶

Der pfiffige Lehrmeister, inzwischen zum Honorarprofessor an der Universität Salzburg befördert, spart nicht mit Kritik an diesem Phänomen. Er nennt die darin zum Vorschein kommende Gemütslage eine „Affenliebe zu allen Anglizismen“ und zitiert zur Verstärkung Winston Churchills beklemmende Einschätzung der Deutschen, die einem entweder die Füße leckten oder an die Kehle gingen. Erst so, dann so. Jetzt sind also wieder die Füße dran. Wir fühlten uns großartig, so wieder Schneider, den Zweiten Weltkrieg auch Jahrzehnte danach noch täglich von Neuem verlieren zu wollen, wenigstens sprachlich.¹⁷

Es gehört offenbar zum „Profitum“¹⁸ eines Kritikers, dass er sich selbst vom Gegenstand seiner Kritik ausnimmt.

Wenn aber das Wort Churchills zutrifft, dann müsste es für jeden Deutschen schwer sein, sich zwischen den Extremen zu bewegen. Wer hätte sich nicht schon des öfteren beim Gebrauch gut ins Deutsche zu übersetzender Anglizismen ertappt. Deren rasante Verbreitung führt Schneider auch auf die Globalisierung zurück. Sie legt einem die falschen Wörter fast automatisch in den Mund. Die verkorkste Sprache, die dabei herauskommt, wird inzwischen, etwa von englischen Bildungsbürgern, als „Globish“ verspottet, oder als „Globalesisch“.¹⁹ Das Deutsche bleibt als seinerseits beschädigtes Relikt zurück.

Nichts kann also zwingender sein als der „Aktion Lebendiges Deutsch“, die der verdiente Honorarprofessor bereits vor Jahren mit begründet hat, jeden nur möglichen Erfolg zu wünschen. Aber unter der Bedingung, dass nicht gleich jede für die Misere mitverantwortliche Gemütsbewegung mit Hohngelächter übergossen wird – zumindest die Zerknirschung möge man davon verschonen. Wie Schneider selbst betont, geht das verklemmte Verhältnis der Deutschen zu ihrer Sprache nicht allein auf die durch den Nationalsozialismus bedingte Scham zurück, sondern weist tiefere Spuren auf, die durch die Scham nur verstärkt werden. Die Zerknirschung scheint pietistischen Ursprungs und gehört zu den Seelenbewegungen, die ihren schönsten Ausdruck in Bachs Oratorien gefunden haben.²⁰ Man gehe deshalb mit etwas mehr Pietät vor, selbst wenn das Deutsch darunter leiden müsste. Ein zerknirsches Gemüt würde wenigstens einen Werbetexter daran hindern, sich und anderen im Stil eines „Wir-sind-wieder-wer!“ zu imponieren, womit wir erneut – mit Churchill zu sprechen – von den Füßen weg in den Bereich der Kehle kämen.

Der, der die Kehle zuschnürte, war überraschenderweise kein deutschtümelnder Zeitgenosse. Einer der aufschlussreichsten Querbezüge Schneiders belegt, dass Hitler bemüht war, das Deutsche internationaler zu machen.

Er verbot nicht nur die altdeutsche Druckschrift, er sorgte auch für ministerielle Erlasse, die sich gewaltsame Eindeutschungen von Fremdwörtern verboten – eine schwere Blamage für diejenigen, die auf die „Aktion Lebendiges Deutsch“ mit dem Faschismusvorwurf reagieren.²¹ In diesem wie in anderen Bereichen wird sichtbar, wie sehr eine Auseinandersetzung mit bestimmten Modernitätsbestrebungen des Nationalsozialismus nützt, um nicht in jede Falle zu tappen.²²

Merkwürdigerweise ist vom Grüßen, auf das es uns besonders ankommt, im „Speak German“ nur am Rand, und zwar im Rahmen der Leitkultur, die Rede. Die Schwierigkeiten, die Deutsche damit haben, sich zu ihren eigenen kulturellen Traditionen zu bekennen und einige für sie zentrale Werte daraus für kanonisch zu erklären, wird überzeugend mit der Scham, sich der deutschen Sprache zu bedienen, kurzgeschlossen. Schneider zitiert den Theologen Richard Schröder, der sich beherzt für normative Orientierungen ausspricht. Ohne die üblichen Gebräuche, die sich im Feiern, im Aufeinanderzugehen, auch in der speziellen Art des bejahenden bzw. verneinenden Kopfschüttelns zeigen, könne keine Kultur überleben. Zu diesen Orientierungen gehört ebenso der Gruß.²³

Da Schneider nahezu die ganze Liste der üblichen Anglizismen abarbeitet, ohne das „Hi“ zu erwähnen, ist es vermutlich erst jüngeren Datums. Es wird sich mit der zunehmenden Globalisierung in die Köpfe eingeschlichen haben. Betrachten wir es einfach als Sahnehäubchen des Globish oder Globalesisch. Von der Vision einer Weltverbundenheit ist dieses Sahnehäubchen allerdings noch weit entfernt.